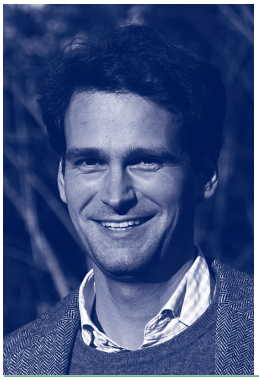

DIE ERTRÄGLICHE LEICHTIGKEIT DES SEINS

JONAS GRETHLEIN

Geboren 1978 in München, seit 2008 Professor für Gräzistik in Heidelberg nach Studium und Stationen in Göttingen, Oxford, Freiburg, Harvard und Santa Barbara. 2006 Heinz Maier-Leibnitz-Preis; 2010/11 Gerda Henkel Fellow an der Brown University; 2012 ERC Starting Grant. Forschungsschwerpunkte: Griechische Literatur, Erzähl- und Geschichtstheorie. Jüngere Monografien: *Littells Orestie: Mythos, Macht und Moral in Les Bienveillantes* (2009); *The Greeks and their Past: Poetry, Oratory and History in the fifth Century BCE* (2010); *Experience and Teleology in Ancient Historiography: Futures Past from Herodotus to Augustine* (2013). – Adresse: Seminar für Klassische Philologie, Universität Heidelberg, Marstallhof 2–4, 69117 Heidelberg. E-mail: jonas.grethlein@skph.uni-heidelberg.de

Die vielleicht einzige Zumutung, der das Wissenschaftskolleg seine Fellows aussetzt, ist der Abschlussbericht für das Jahrbuch. Nicht nur sind alle enkomiastischen Topoi von früheren Jahrgängen erschöpft und in mannigfaltigen Varianten durchdekliniert worden. Es ist auch schwierig, wenn nicht unmöglich, ein Jahr so ganz ohne zeitlichen Abstand zu resümieren. Von Erfahrungen, Begegnungen und Anregungen überwältigt, fühlt man sich ein bisschen wie Stendhals Fabrice del Dongo, der orientierungslos auf dem Schlachtfeld von Waterloo herumirrt, ohne zu wissen, welchem Ereignis er gerade beiwohnt. In besonderer Weise dürfte dies auf Fellows zutreffen, die wie ich ohne fertiges Buchmanuskript das Wissenschaftskolleg verlassen.

Ich war aber, das sei zu meiner Entlastung vorgebracht, nicht mit der Absicht nach Berlin gekommen, dort ein Buch abzuschließen. Vielmehr wollte ich das Jahr nutzen, um ausgiebig zu lesen und in Ruhe zu denken, unabdingbar für ein Projekt, das in fahrlässiger

Weise die Grenzen meiner Fachkompetenz überschreitet: eine Untersuchung von Bildern und Erzählungen als komplementäre Formen der Reflexion, mit der wir uns in der Welt einrichten. Weder die kontinentale Philosophie noch evolutionsbiologische Ansätze geben, meine ich, befriedigende Antworten auf die Frage nach der Funktion von Kunst: Wo eine ontologische Ästhetik ins Esoterische abzudriften droht, führt die Vermengung von Genese und Funktion schnell in die Banalität. Gemeinsam ist vielen Arbeiten beider Traditionen und auch der analytischen Philosophie mangelnde Sensibilität für Medialität und Geschichte: Der Begriff der Kunst macht es leicht, über die Unterschiede zwischen verschiedenen Ausdrucksformen und ihre historisch-kulturellen Besonderheiten hinwegzusehen.

Demgegenüber bescheidet sich mein Projekt mit zwei Formen, Bild und Erzählung, und versucht ihre anthropologische Funktion in der Spannung zwischen Phänomenologie und historischer Semantik zu bestimmen. Lessings *Laokoon* drängt sich als Ausgangspunkt auf, wenn man seine Bestimmung von Poesie und Malerei als temporal und spatial nicht nur dynamisiert, sondern funktionalistisch erweitert. Bild und Erzählung sind formal durch Zeit und Raum bestimmt und lassen uns zugleich auch über sie reflektieren. Diese Reflexion hat nicht die Gestalt propositionaler Aussagen, sondern ist als Rekonfiguration lebensweltlicher Aktivitäten, mit denen wir uns in Zeit und Raum orientieren, ungleich tiefer. Antike Narrationen und bildliche Darstellungen bieten sich als Gegenstand für einen solchen Ansatz an: sie sind hochreflexiv und betonen den Erfahrungscharakter der Rezeption. Damit können sie helfen, die Anämie zu überwinden, an der die Ästhetik unter den Auspizien des Poststrukturalismus und der Kritischen Theorie krankte.

Während mir die Erzähltheorie von früheren Arbeiten vertraut war, eröffnete die Bildwissenschaft ein neues Terrain. Das Jahr im Grunewald hat mir die einzigartige Möglichkeit gegeben, mich hier einzuarbeiten und in Ruhe eigene Gedanken zu formen. Neben einem theoretischen Kapitel zur Erzählung und einer Fallstudie zu Heliodors *Aithiopika*, der *summa* antiker Erzählkunst, sind ein Kapitel zur Theorie des Bildes und, zur Illustration des Ansatzes, eine Untersuchung von zwei Motiven in der antiken Vasenmalerei entstanden. Nicht minder kostbar als die Zeit ohne Lehr- und Verwaltungspflichten waren die Anregungen, die ich in der Diskussion nach meinem Kolloquium und den sich anschließenden Gesprächen erhielt. Sie haben mir vor allem geholfen, die Diskrepanz zwischen den transhistorischen Annahmen der Phänomenologie und dem Ansatz der historischen Semantik in ihrer Tiefe zu erfassen und als fruchtbare Spannung

zu begreifen. Während meine Erwartungen hier weit übertroffen wurden, sind sie von der Lesegruppe zur Bildwissenschaft enttäuscht worden. Nur selten ist es uns gelungen, die reiche kunstgeschichtliche Expertise in einen fruchtbaren Dialog mit der Bildtheorie zu bringen. Zu oft begannen lange Redebeiträge mit Formulierungen wie: „I haven't read Panofsky, but I think …"

Die Arbeit an meinem Projekt wurde auch bereichert durch das Berliner Kulturleben, vom Berghain, dem Maschinenraum des Dionysos im Niemandsland am Ostbahnhof, bis zu den apollinischen Höhen der einzigartigen Theater- und Opernwelt Berlins. Inszenierungen von Katie Mitchell etwa regten neue Gedanken über das Verhältnis zwischen Immersion und Reflexion in der Rezeption von Theater an, und Ausstellungen wie die zur Kunst zwischen 1945 und 1969 in der Neuen Nationalgalerie boten eine anregende Kulisse für das Nachdenken über die Nuancen der ikonischen Differenz.

Mindestens ebenso wichtig wie die Muße zur Arbeit am eigenen Gedanken, wenn auch zeitlich manchmal mit ihr konfligierend, war das Studium generale der Dienstagskolloquien. Der hier und bei den gemeinsamen Essen gepflegte intellektuelle Austausch über Disziplinengrenzen hinweg realisiert ein Ideal von *universitas*, das Bürokratie und Ordinarienherrlichkeit, zumindest meiner Heimatinstitution, leicht in Vergessenheit geraten lässt. Nach einigen Jahren Heidelberger Professorium wusste ich das Berliner Provisorium zu schätzen. Sei es die Kontroverse zwischen Juristen und Philosophen um Gerechtigkeit, die Neujustierung des Verhältnisses von Natur und Kultur aus evolutionsbiologischer Perspektive oder das Ringen um eine globale Geschichtsschreibung – es war eine Lust, über all diese Themen zu sinnieren und zu diskutieren. So bereichernd das Leben und Arbeiten am Wissenschaftskolleg auch waren, die schönsten Erfahrungen des *annus mirabilis* durfte ich jenseits seiner Mauern machen.

Den letzten Wochen an einem Ort haftet gewöhnlich etwas Magisches an: Im Angesicht des Umzugs verliert die Routine des Alltags ihre Schwere. Verrichtungen, welche die Wiederholung hat erstarren lassen, beleben sich neu, die immer wieder gegangenen Wege werden kürzer und oft (nicht mehr) Gesehenes scheint auf in neuem Licht. Wenn ich in den vergangenen Wochen wenig von dieser Verzauberung des Alltäglichen gespürt habe, mag es daran liegen, dass ich einfach zu beschäftigt war. Vielleicht zeigt es aber auch an, dass es dem Wissenschaftskolleg gelungen ist, diese Leichtigkeit des Seins für ein ganzes Jahr zu verstetigen. Seinen Mitarbeitern, die den Rahmen dafür geschaffen, und den Fellows, die ihn gefüllt haben, sei herzlich gedankt!